



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Niese, Charlotte: Die Reise ins Kloster : (Schluß)

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**



## Die Reise ins Kloster

Von Charlotte Niese

(Schluß)



Im Kloster wartete unser wieder eine Enttäuschung! Wir hatten natürlich angenommen, daß das „Kloster“ ein Haus mit dicken Mauern und vielen kleinen Gängen sei. Nun befanden wir uns plötzlich in einem großen, schönen Garten. Überall blühten die Rosen und andre Blumen; zwischen Rasenflächen lagen alte und neue Häuser, und das Ganze sah aus wie ein Bild des Friedens und der Behaglichkeit.

Das Haus, vor dem unser Wagen hielt, war eins der ältesten des Klosters, sodaß seine Bewohnerinnen vortrefflich hineinpaßten. Beide standen vor der Thür, als wir ausstiegen. Fräulein von Moldenwitt ziemlich mager und freundlich, Tante Emma ziemlich dick und sehr ernst. Mit einigen ermahnenden Worten nahmen sie uns in Empfang.

Ihr dürft bei Tante Emma nur immer „ja“ sagen und sonst nichts antworten; dann hört sie am ersten auf! Mit diesem Rate hatten uns die ältern Brüder entlassen. Wir befolgten ihn andächtig und standen uns ganz gut dabei, denn da wir nur eine Antwort hatten, brauchten wir ihr ja auch nicht immer zuzuhören.

Es war ein über zweihundert Jahre altes Haus, das die beiden Damen bewohnten, und es hatte die sonderbarsten kleinen Stuben, winklige Treppen und Treppchen, einen weiten Bodenraum und einen köstlichen, halb zugewachsenen Garten, an dem ein breiter Graben vorüberfloß. Hier fingen wir gleich in der ersten Stunde nach unsrer Ankunft so viele Grasshüpfer, daß wir Sophie, die Köchin, um ein Gefäß ersuchen mußten, damit wir unsre Schätze unterbringen konnten.

Sophie war ein gutes Mädchen. Gleich zu Anfang unsrer Bekanntschaft fragten wir sie natürlich nach ihrem Alter, und als sie uns lachend Aufklärung gegeben hatte, gingen wir in die beste Stube, wo Fräulein von Moldenwitt mit Tante Emma, Vater und einem Besuch saß, und erkundigten uns teilnehmend auch hier, wie alt die Damen wären. Fräulein von Moldenwitt erschrak sichtlich, lachte aber und sagte nichts, während Tante sehr rot wurde und einige ermahnende Worte an uns richtete, des Inhalts, daß man nach solchen Dingen nie fragen dürfe. Wir sagten „ja!“ und flohen schleunigst wieder zu Sophien, die uns im ganzen freundlicher schien, als die Damen im Wohnzimmer. Sie erzählte uns auch gleich, was wir heute essen würden, und wie viel Geschwister sie habe. Zweimal verlobt war sie auch schon gewesen,

und letzte Weihnachten hatte sie ein schwarzes Kleid bekommen — alles Nachrichten, für die wir eine rege Teilnahme bekundeten. Denn auch unsere Mädchen waren sehr viel verlobt, und dann kam da doch nie was nach, wie sie sagten. Damit trösteten wir denn auch Sophien, die darauf erwiderte, daß eben jeder Mensch seine Drangsale habe, eine Bemerkung, der wir mit Überzeugung beistimmten.

Denn wenn wirs recht bedachten, wir hatten auch unsere Drangsale. Was sollten wir eigentlich im Kloster, da wir es doch so gut zu Hause hatten, wo die Kleinen so lustig krächten und die Großen uns wohl manchmal pufften, uns aber niemals Reden hielten. Als Tante Emma nach einer Weile in die Küche kam, fand sie dann auch Jürgen und mich auf dem Holzkasten sitzend und weinend. Sophie aber hantirte am Herde herum und schluchzte mit uns um die Wette. Sie konnte keinen Menschen weinen sehen, erklärte sie; und die kleinen nüchlichen Dingers auf'n Holzkasten, die haben so gräßliches Heimweh!

Tante Emma hatte den Mund wieder voller Ermahnungen, aber diesmal behielt sie sie doch für sich. Sie nahm die „kleinen Dingers,“ wischte ihnen die Thränen ab und erzählte, daß es bald was gutes zu essen geben würde. Und bald saßen wir auch am reichgedeckten Tische, aßen alle möglichen Herrlichkeiten, tranken Bischof, und als die Abschiedsstunde für Vater schlug, ließen wir ihn gefasteten Mutes ziehen, obgleich wir ihm noch einmal zuflüsterten, er solle uns ja nicht zu lange hier lassen.

Wirklich hatten wir mit unsern Thränen den Heimwehtribut bezahlt. Wohl kamen hin und wieder noch Augenblicke, wo wir uns nach Hause sehnten; aber wir hatten doch zu viel neue Eindrücke in uns aufzunehmen, als daß wir nicht immer vollauf beschäftigt gewesen wären.

Fräulein von Moldenwitt war sehr gut gegen uns. Sie hatte einen Hund, der Kule hieß, und an den sie den größten Teil des Tages dachte, mit dem sie spazieren ging, und dessen Wohlbefinden sie besorgte. Wenn Kule schlief, dann saß sie allein in der besten Stube und las sich selbst die Zeitung vor, mit zitternder, etwas lachender Stimme und ohne jede Interpunktion. Abends suchte sie dann manchmal für uns das aus, was sie für unsere Gemüter für das unschädlichste hielt, nämlich das Vermischte. Auch unser Großvater pflegte uns, so lange wir denken konnten, etwas aus der Zeitung vorzulesen, meistens von Engländern und Franzosen; wir waren also an stilles Zuhören gewöhnt. Das „Vermischte“ Fräulein von Moldenwitts gefiel uns aber bei weitem besser — besonders die Unglücksfälle. Ob dabei Feuer oder Wasser die Hauptrolle spielte, war uns ganz gleichgiltig, wenn nur recht viele Menschen dabei ums Leben kamen. An den Vortrag der alten Klosterdame hatten wir uns bald gewöhnt, und sie fühlte sich geschmeichelt, daß wir ihr so andächtig zuhörten. Auf diese Weise bereicherte sich unser Wissen nach einer Richtung hin sehr, und wenn wir die Geschichten nachher wieder Sophien erzählten, so rief sie ein Dherzjeh! über das andre. Aber auch Kule gewährte uns Zeitvertreib. Er durfte, nach Fräulein von Moldenwitts Behauptung, nie gebadet, sondern nur gebürstet werden. Wir mußten nun täglich mit ihm spazieren gehn, und da warfen wir ihn jedesmal in den Bach, der das Kloster an einer Stelle durchschnitt. Seine Wasserangst, sein nachheriges Herumjagen und Fräulein von Moldenwitts Erstaunen, daß Kule wieder so geschwitzt habe, was er sonst nie thue, gewährten uns viel Vergnügen.

Sophie wußte um unser Geheimnis, aber sie verriet uns nicht, denn ihr war der Hund ein Greuel. So'n altes Tier wird so gehöschet\*) und is doch man ein alten Dorfteckel! sagte sie. Weiß nich mal ein Unterschied zu machen! Neulich hat er an ein Tag Komteß Anna ihr Kleid zerrissen und den Postboten ins Bein gebissen, und das will ein feinen Hund sein. Was mein ersten Bräutigam sein Swiegervater von die zweite Frau her war, der hat 'nen richtigen, feinen, echten Teckelhund gehabt! Oh was ein Tier! Der is jetzt bei die Baroneß Schilli,\*\*) und der beißt bloß die Postbotens und die Schofsteinfegers, der weiß, was sich gehört: Kule abers is zu gemein zu so was! hat neulich ein richtigen Baron die Hose zerrissen, wo man doch bei solchen Herrschaften nich mal sehen muß, daß sie ein Hose anhaben! Und nachher is gnä Fräulein bloß besorgt gewesen, ob Kule auch nich ein Stück Hosenzug verluckt hätte. Das is zu doll! Geht ihr man hin und laßt ihm ein büschen schwimmen, das is gut für ihm!

Auch sonst fanden wir Gelegenheit, allerhand zu thun, was uns unterhielt. Es hatte etwas sehr Gemütliches, in dem großen Klostergarten umherzustreifen und eigentlich alles thun zu können, was man wollte. Jedes Haus lag für sich und hatte wieder seinen eignen, abgeschlossnen Garten. Wir besuchten auch diese Privatgärten mit großer Unbefangtheit, ohne jemand um Erlaubnis zu fragen. Hin und wieder stießen wir dabei auf eine alte Dame, die uns erstaunt betrachtete, nach unserm Namen fragte, uns wohl auch etwas schenkte. Das war denn eine der vielen Klosterdamen gewesen, die wir niemals unterscheiden lernten. Einige waren Komtessen, andre Baronessen; noch andre gnä Fräuleins. Einige trugen braune, andre graue Strohhüte, sonst aber waren sie einander alle sehr ähnlich, und wir wußten nie, ob gestern Komteß Julie mit uns gesprochen hatte oder Baroneß Adeline.

Tante Emma tadelte uns sehr ob dieser Gedächtnisschwäche und hielt uns öfter eine längere Rede, in der sie uns auseinandersetzte, es sei eine große Ehre für uns, von diesen vornehmen Damen überhaupt freundlich behandelt zu werden. Wir sagten natürlich „ja“ zu diesen Ermahnungen, Sophie aber stand auch hier wieder auf unsrer Seite. Mensch bleibt Mensch! sagte sie, während sie kunstvoll ein Hähnchen spickte; und Klosterdame bleibt Klosterdame. Bloß daß die einen ein Badienten haben und die andern keinen, das is der ganze Unterschied. Unser gnä Fräulein hat keinen Badienten, was den Dienst hier for mir sehr swer macht. Besonders im Winter. Denn es is nich gut, daß der Mensch allein sei; das hat unse Pastor auch gesagt, als vergangen Jahr in unsre Klosterkirche 'ne Trauung war. Gott, wo war das schön! Christine, die Frau Prijörin ihr Kammerjumper, mit'n Fremden aus Kiel! Ein feine Partie: ein Leichdornenoperator und Zahnausreißer mit'n offnes Geschäft, und hatte noch gar kein einzige Frau vorher gehabt! Und Christine is doch gewiß in die Bierzigen gewesen. Aber werz Glück haben soll, der kriegt's auch. Frau Prijörin hat die Braut sehr viel schöne Sachen geschenkt und nachher auch die Hochzeit ausgerichtet, und das ganze Kloster hat mit einmal von Christine gesprochen, was doch 'ne große Ehre war. Und der Bräutigam is auch dankbar gewesen und hat zu Frau Prijörin gesagt, wenn sie mal was an die Zähmens oder die Füßens hätt', so sollt sie man getrost zu ihn kommen. Er wollt allens gern besorgen und zum halben Preis; abers

\*) gepflegt. \*\*) Julie.

ich glaub nicht, daß sie das annimmt. Sie ist ordentlich stolz, und ihr Bedienter auch, was ich gräsig von ihm finde, wo er doch nicht mehr is als ich.

Eines Tages rief mich Tante Emma, als ich gar keine Zeit hatte, ihrem Kufe Folge zu leisten. Ich baute nämlich gerade ein Kartenschloß für fünf- undzwanzig frisch eingefangne Grashüpfer und konnte doch diese wichtige Beschäftigung nicht unterbrechen. Aber sie rief mich noch einmal, und als ich wieder bemerkte, sie müsse sich noch etwas gedulden, wurde Sophie geschickt, die mich bei der Hand nahm und sagte: Komm man flink, die Dohlsch is böß!

Meine Grashüpfer laufen ja davon! jammerte ich.

Ah, steck die man in Tasche und denn dein Taschentuch über! So — nu komm man flink!

In der besten Stube saß eine der Klosterdamen, und neben ihr Tante Emma. Die sah sehr böße aus, und meine Seele schrie nach Jürgen, der gerade im Nachbargarten die Kirschbäume untersuchte. Doch bewahrte ich äußerlich die nötige Unbefangtheit, denn mein Gewissen war in jeder Beziehung rein. Nun räusperte sich Tante Emma und begann in strengem Tone: Bist du gestern in Baroneß Friedas Garten hineingeklettert?

Nein! sagte ich.

Hat Jürgen dort dem Gärtner einen Frosch an den Kopf geworfen?

Ich schüttelte den Kopf.

Und habt ihr beide Kirschchen vom Spalier gestohlen?

Tante Emma, ergriff ich nun das Wort, die Geschichte ist nicht wahr. Ich bin nicht in den Garten hineingeklettert; neben der Thür ist ein Loch, da bin ich durchgekrochen, und Jürgen auch. Und es war kein Frosch, den Jürgen dem alten Mann an den Kopf geworfen hat, es war eine Kröte. Ganz gewiß, es war bloß eine Kröte mit gelben Flecken! Und die Kirschchen — die Kirschchen waren furchtbar sauer, wir mochten sie gar nicht, es mußte eine sehr schlechte Sorte sein!

Obgleich also meine Unschuld sonnenklar vor Augen lag, kam doch eine gewisse Bangigkeit über mich. Es ist auch zu schwer, es allen Leuten recht zu machen. So zog ich denn mein Taschentuch heraus und wischte mir die Augen, ein Umstand, den die Grashüpfer schon lange erwartet haben mußten, denn sie sprangen alle hinter meinem Taschentuche her: auf die Tischplatte, auf den Fußboden, auf das Sofa, sodaß sich die Klosterdame mit großer Eilfertigkeit empfahl. Sie war mit einemmale gar nicht mehr neugierig, ob es ein Frosch oder eine Kröte gewesen wäre, die als Wurfgeschöß gedient hatte, und selbst Tante Emma überließ mir den Alleinbesitz der besten Stube und versparte ihre weitern Bemerkungen auf später.

Bei dem Wiedereinfang der Grashüpfer half mir keine Menschenseele, ich bekam sie auch nicht alle wieder. Zwölf ganze und fünf halbe — mehr konnte ich trotz angestregten Suchens nicht finden, und die fünf halben paßten nicht einmal zusammen. Fräulein von Moldenwitt aber wollte von nun an die Zeitung nicht mehr in der besten Stube lesen, und auch Kule ward der Zutritt verweigert; sein teures Leben hätte ja durch die Grashüpfer gefährdet werden können! So sagte Fräulein von Moldenwitt, die in ihrer Unschuld nicht ahnte, daß Kule die Bekanntschaft der Grashüpfer durch unsre Vermittlung schon in ausgiebigster Weise gemacht hatte.

Ich glaube, daß für den Besuch des fremden Gartens und auch für die Grashüpfer unser eine Strafe harrte; wenigstens redeten die beiden Damen

viel zusammen und schüttelten dabei die Köpfe, während sie von Kindererziehung sprachen. Auch las uns Fräulein von Moldenwitt eine Reihe von Unglücksfällen vor, in denen unartige Kinder regelmäßig starben. Aus welcher Quelle sie diese Geschichten schöpfte, weiß ich nicht, wir fanden sie aber sehr nett und baten sie dringend, uns noch mehr der Art mitzuteilen, ein Verlangen, das sie mit Verlegenheit zu erfüllen schien.

Aber sie und Tante Emma konnten sich nicht über die Art unsrer Bestrafung einigen, und so unterblieb sie denn, wie uns Sophie dann mitteilte. Sie buk gerade einen Pudding, und wir „schmeckten“ mit großer Beharrlichkeit, während sie nach ihrer Gewohnheit redselig sagte: Was wahr is, muß wahr bleiben: ein paar Drivers\*) seid ihr; aber's Jugend hat keine Tugend. Das hab ich auch zu gnä Fräulein gesagt, als sie mir um Rat fragte, was sie mit euch machen sollt. Gnä Fräulein, sag ich, lassen Sie die beidens man, wie sie sind, für anner Leute Kinner is man nich verantwortlich. Wenn man sie nun zum Beispiel hungern läßt und sie denn krank werden, was denn? Oder einsperren? Du liebe Zeit — die stoßen mit'n Kopp an die Wändens. Nee, gnä Fräulein, lassen Sie die Kinner's man gewähren. Dabei rührte sie triumphierend an der Fruchtsauce für den Pudding, während wir dieser interessanten Handlung mit Spannung zusahen.

Wir hatten die kleine Garten- und Grashüpfergeschichte bald wieder vergessen, und als Vater kam, uns abzuholen, that uns der Abschied doch leid. Besonders Sophie verließen wir ungern, denn sie war sehr gut gegen uns gewesen und hatte uns mit allerhand Leckerbissen verwöhnt. Auch vom Klostergarten mit seinen Bäumen und Blumen, seiner Freiheit, seinem plätschernden Bach trennten wir uns schwer. Aber es mußte geschieden sein, und wir hielten es für unsre Pflicht, jeder Klosterdame, der wir am letzten Tage noch einmal begegneten, Lebewohl zu sagen. Auch sonst hatten wir einige Freunde erworben und wurden überall mit freundlichen Worten entlassen. Selbst die Baroneß, die uns verklagt hatte, schickte uns zum Abschiede noch ein Körbchen mit Kirschen, und als wir fortfuhren, stand Sophie weinend an der Hausthür, Tante Emma hielt uns eine Rede, und Fräulein von Moldenwitt schenkte uns die letzte Zeitung mit einem prachtvollen Unglücksfall. Sie meinte, Papa solle uns die Geschichte unterwegs vorlesen, was er aber nicht that. Wir hatten ja so viel zu erzählen, daß wir keine Zeit dazu fanden.

Da wir nicht denselben Weg nach dem Sunde zurückfuhren, kehrten wir auch nicht wieder in dem Wirtshause ein, wo wir übernachtet hatten, was wir sehr bedauerten, da uns Zephanjas Schicksal wieder einfiel und plötzlich wieder sehr am Herzen lag. Als uns jedoch versichert wurde, Zephanja sei entweder tot oder lebe noch, fanden wir uns mit Fassung in die Unbestimmtheit seines Schicksals.

Zu Hause angekommen, hatten wir sehr viel zu berichten, so viel, daß uns manchmal Schweigen geboten wurde. Später sollten wir in der Privatstunde einen kleinen Aufsatz über unsre Reise ins Kloster machen. Da erklärten wir wie aus einem Munde, daß wir gar nichts mehr von dieser Reise wußten, und daß wir auch gar nichts erlebt hätten, weder Feuer, noch Räuber, noch sonst einen Unglücksfall. Herr Sörensen sah auch endlich ein, daß wir von

\*) Wildfänge.

dieser Reise nichts erzählen konnten. Seit der Zeit sprachen wir nur mit Vorsicht von der Klosterreise; sie wurde für uns selbst immer geheimnisvoller, aber je mehr sie in die Vergangenheit rückte, desto schöner wurde sie. Nur in der Dämmerung sprachen wir zwei noch oft vom Kloster, von den Gärten und ihren Blumen, von Sophien und ihrer Küche, von Kule und den Grashüpfern, und wenn dann Jürgen und ich in ein nicht zu bannendes Gelächter ausbrachen, sagten die großen Brüder: Nun hört nur die dummen Kleinen, die lachen wieder über gar nichts! Aber wir wußten wohl, worüber wir lachten; wir sagten es nur nicht.



## Maßgebliches und Unmaßgebliches

Sonntagspolitiker. Ein ganz wertvolles Geständnis hat der Berliner Korrespondent der Breslauer Zeitung abgelegt, angeblich der Abgeordnete Meyer, der in seinen Reden den Herren Stettenheim und Genossen Konkurrenz zu machen sucht. Wir meinen damit nicht die Versicherung, daß der „freisinnigen“ Partei die gegenwärtige Regierung trotz allem „immer noch lieber sei als eine Rückkehr des Fürsten Bismarck“; das wird ihm jedermann aufs Wort glauben, und die Norddeutsche Allgemeine wäre wohl imstande, auch diese Erklärung als Vertrauenskundgebung für die Regierung zu buchen. Der geistreiche Herr belehrt seine Leser dahin, daß „die politische Unzufriedenheit am größten sei in den Reihen derjenigen, die sich nur an Sonntagen mit Politik beschäftigen, und man einer starken Mißstimmung bei Leuten begegne, die für gewöhnlich sich um Politik nicht kümmern,“ oder, wie es vorher heißt, „die ihre politische Speise aus den »parteilosen« Zeitungen entnehmen.“ Es ist sehr begreiflich, daß im Freisinn mehr Freude ist über einen, der tagtäglich sein Leiborgan „in den Kaffee stippt“ (wie man in Berlin sagt) und bei den verschiedenen Schoppen, die den Tag angenehm ausfüllen, den Inhalt des Blattes als seine Überzeugung wiederkäut, als über den Bürger, der sich vor allem um das kümmert, was seines Amtes ist, und sich seine Meinung über den Gang der Tagesgeschichte nach den Thatfachen selbst bildet, nicht nach Vorschrift dieses oder jenes Winkeldoktors. Unbefangne werden es sehr bedeutsam finden, wenn sich gerade solcher dem Korrespondenten so unsympathischen Sonntagspolitiker eine starke Mißstimmung bemächtigt hat, und die Regierung kann für diesen Fingerzeig von — befreundeter Seite nur dankbar sein.

Auch ein Zeichen der Zeit. Bei der Stadtschuldeputation einer ostpreussischen Stadt lief vor kurzem eine Anfrage der Regierung ein, ob es sich nicht empfehlen würde, daß an der Volksschule von nächsten Ostern an ein katholischer Lehrer angestellt würde. Die etwas über 10 000 Einwohner zählende, durchaus evangelische Stadt hat aber unter den Volksschülern nur zwei Kinder katholischen Glaubens aufzuweisen! Diese Sorge des preussischen Staates um seine lieben katholischen Unterthanen ist zwar sehr erfreulich, aber es wäre doch interessant, zu erfahren, ob auch in rein katholischen Gegenden ähnliche Anfragen wegen